

Löffel im Porridge

Joan Aiken: „Du bist Ich“. Aus dem Englischen von Renate Orth-Guttmann. Diogenes Verlag, Zürich; 424 Seiten; 34 Mark.

Die Engländerin Joan Aiken, Tochter des amerikanischen Hoch-Literaten Conrad Aiken, hat mit historischen Gesellschafts- und Spannungsromanen („Das Mädchen aus Paris“) wie mit Thrillern („Tote reden nicht vom Wetter“) Erfolg gehabt. Einen nicht geringen Teil ihrer Beliebtheit als Geschichtenerzählerin verdankt sie Kinderbüchern, in denen es hübsch phantastisch und schön schaurig zugeht. Und wie ein Kinder-, ein Mädchenbuch dieser Art beginnt auch ihr neuer, gewiß für reifere Leser geschriebener Unterhaltungsroman.



In einem südeuropäischen Mädchenpensionat hecken Louisa Winship und Alvey Clement, einander ähnlich wie Zwillingsschwester, das abenteuerliche Täuschungsmanöver aus, das der Originaltitel „Deception“ verspricht: Weil Louisa nach ihrer Schulzeit nicht ins Elternhaus zurückkehren, sondern als Missionarin nach Indien ausbüxen will, begibt sich Al-

vey, die minderbemittelte Waise aus Amerika, als Louisa-Double in den Schoß der Familie Winship.

Die Doppelgänger-Geschichte, deren phänomenale Unwahrscheinlichkeit von der Autorin mit entwaffnender Nonchalance wegerklärt wird, spielt um 1815 im nordenglischen Northumberland – ein Kostümstück, ein Regency-Imitat mit Anleihen bei Jane Austen und reichlichem Gebrauch von sprachlichen Antiquitäten wie „Sei's drum“ oder „Meiner Seel“.

Bei den Winships gibt es jede Menge sonderbare Personen und „unselige Verstrickungen“. Der Bankert einer Dienstmagd – war Sir Aydon der Vater? – ertrinkt im Dorfteich; ein schleimiger Vikar brennt mit einer anderen Winship-Tochter durch; ein sinister Dörfler kidnappt den epileptischen jüngeren Sohn der Sippe. Kein Wunder, daß Lady Charlotte verstört ins Turmzimmer retiriert und der sonst resoluten Großmutter Winship „der Löffel scheppernd in die Porridgeschale“ plumpst.

Alvey, die Doppelgängerin ohne Arg und Fehl, behauptet sich, auch nach ihrer Enttarnung, als Stütze des geplagten Hauses, als die bessere Louisa. Nebenher wächst sie zur Schriftstellerin heran. Und anders als die richtige Louisa, die ihre hochgemute Indien-Mission zugunsten eines dümmlichen Leutnants sausen läßt, schlägt Alvey am Ende selbstbewußt einen Heiratsantrag aus – so läßt der Geist des Feminismus heutzutage auch ein Lesefutter, wie Frau Aiken es fabriziert, nicht ganz unberührt.

Fabulöse Potenz

Benoîte Groult: „Salz auf unserer Haut“. Aus dem Französischen von Irène Kuhn. Droemer Knaur Verlag, München; 320 Seiten; 34 Mark.

Seit vielen Jahren zählt Benoîte Groult, 69, zu den prominentesten Feministinnen Frankreichs; unter der Regierung Mitterrand leitete sie eine Kommission, die für männliche Berufsbezeichnungen weibliche Namen suchen sollte. Für dieses Amt hatte die gelernte Literaturwissenschaftlerin sich durch einige feministisch illuminierte Romane empfohlen, die sie zunächst gemeinsam mit ihrer Schwester Flora und dann allein verfaßte.

Mit ihrem Roman „Salz auf unserer Haut“ hat Benoîte Groult bewiesen, daß man literarisches Fast food auch mit einer pikanten Mischung aus glaubensstarkem Feminismus und gutturalem Verbalsex produzieren kann: Platz 1 der Bestsellerliste.

Die Ich-Erzählerin heißt George, benannt nach George Sand, der Urmutter der schriftstellenden Feministinnen: eine mondäne, elegante und allzeit bereite Intellektuelle aus Paris. Auf gut 300 Seiten schwärmt die Dame mit Unterleib von ihrer lebenslangen Affäre mit dem bretonischen Fischer Gauvain, einem sehnigen, wenn auch tumben Naturburschen von fabulöser Potenz. Obwohl der Erzähler schon im Vorwort Böses schwant („Ich weiß, daß mir Lächerlichkeit auflauert“), läßt die „Magie des Hineinsteckspiels“ sie nicht los. Freilich, „wie soll man jene Himmelshoffnung, die zwischen den Beinen der Männer und der Frauen aufleuchtet, einfangen?“ Vielleicht mit einem Vergleich, der eines seefahrenden Liebhabers würdig ist: „Gleich wird das Schiff die Hafeneinfahrt passieren, und mit einem unendlich langsamen Stoß kommt es ans Ziel.“

Den Hafen der Ehe freilich verweigert die schwerintellektuelle Heldin, die um ihre Selbstverwirklichung fürchtet, dem kernigen Lover; für ein konventionelles Familienleben zieht sie den geistigen „Neandertaler“ nicht in Betracht. Beide heiraten daraufhin Partner aus der eigenen sozialen Klasse, doch nach einem grollenden Rückzug in den bürgerlichen Alltag vermittelt der brave Bretone, ein Remake von Lady Chatterleys Wildhüter, mit seiner „Vorrichtung“, die „äußerst beeindruckend wirkt, auch nach Gebrauch“, seiner zielsicheren Gespielin wieder „den Sinn für das Heilige in der Wollust“.



Benoîte Groult

Am Ende aber hat er sich so verausgabt, daß nicht nur sein einzigartiges „Überredungswerkzeug“, sondern auch das Herz den Dienst versagt. „Wie könnte man da“, hatte sich die Autorin schon zu Beginn ahnungsvoll gefragt, „der Komik entrinnen?“

Schutthalden und Sümpfe

Leon Uris: „Mitla Pass“. Aus dem Amerikanischen von Gisela Stege. Kindler Verlag, München; 608 Seiten; 42 Mark.

Auf der Suche nach neuer literarischer Erleuchtung ist der amerikanische Autor Gideon Zadok mit Frau Valerie und den zwei Töchtern ins gelobte Israel der Väter gekommen, aber allen guten Vorsätzen zum Trotz, treu zu bleiben und rein, verfällt er der wilden Natascha, vor der ihn nur eine noch viel heftigere Leidenschaft retten kann. Denn über alles „liebst du den Krieg, Gideon“, attestiert die betrogene Ehefrau dem einstigen Haudegen von den US-Marines. „Sogar dein Jeep hat vorhin freudige Laute von sich gegeben, als du nach Hause kamst.“

Und so zieht er, Oktober 1956, als Beobachter in den Siniafeldzug gegen die Ägypter, springt mit den „Teufelskerlen“ vom Para-Bataillon der „Löwen“ tief im Feindesland vorm Mitla-Paß ab und denkt dort, mit verknacktem Fuß auf „Selbstmordkommando“, über sein Leben und seine Wurzeln nach, über die Leidenswege und Odysseen der Vorfahren, jener verachteten, geschundenen, ewig verfolgten Schtetljuden aus Weißrußland, die ihr Heil in der Emigration nach Palästina und Amerika suchten.

Die Passionen seines jüdischen Volkes haben Leon Uris in drei Jahrzehnten Schreibezeit schon zu etlichen Wälzern angeregt, etwa über die Gründung des Staates Israel („Exodus“), den Aufstand im Warschauer Getto („Mila 18“), das Inferno im Nazi-KZ („QB VII“). Sie besicherten ihm höchste Bestseller-Notierungen; nur „diese gottverdammten Kritiker“,